

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Sie setzten sich an den Frühstückstisch. „Bitte, Papa, bediene dich. Versuche den Schinken, ich kann ihn dir empfehlen! Uebrigens habe ich mir heute Urlaub genommen und siehe zu deiner Verfügung.“ Er entfaltete seine Serviette, unter der ein Briefchen lag. Als sein Blick auf die Adresse fiel, wurde er glühend rot: Marys Handschrift! Mit zitternder Hand schob er den Brief in den Aufschlag seines Aermels. Sein Vater beobachtete ihn lächelnd. „Willst du nicht lesen?“ fragte er, „ich hätte keine Ruhe!“

„Das glaube ich! Doch bin ich nicht in der Stimmung,“ sagte Wolf kurz. Er konnte das fröhliche Wesen seines Vaters nicht vertragen; es machte ihn nervös. Jedoch der Brief brannte wie Feuer auf seiner Seele; nach Beendigung des Frühstücks stand er auf und ging ins Nebenzimmer; er mußte den Brief ohne Zeugen lesen. Mary schrieb:

„Mein einzig Geliebter!

Ich sel nicht böse, daß ich dir so oft abgeschrieben habe; es lagen jedoch triftige Gründe vor. („Das glaube ich“ lachte er bitter.) Ich habe mich nach dir gesehnt mit meiner ganzen Seele, Geliebter, und zähle die Stunden, bis ich dich wiedersehen und in Deinen Augen lesen kann, ob Du mir noch gut bist! Denn heute abend wirst Du doch sicher zur gewohnten Zeit kommen können? Ich erwarte dich bestimmt! Du warst gestern wieder bei Ulrichs? Nein, ich bin nicht eifersüchtig, mein Wolf, ich weiß ja, daß Du mich liebst! Ich habe schwere Stunden hinter mir, Geliebter, vielleicht finde ich Beruhigung in Deinen Armen! Mündlich darüber mehr! Behüt Dich Gott, mein Wolf! In heißer Sehnsucht küßt Dich

Deine kleine Frau.“

Bitter auflachend sank Wolf auf einen Stuhl. War das nun Wahrheit oder wieder Lüge? Er sah sie vor sich, wie sie den Brief schrieb — das blonde Köpfchen geneigt und die süßen Augen mit innigem Blick auf das Papier geheftet, sie schrieb ja an ihn! Eine heiße Sehnsucht überkam ihn, sie zu küssen und fest an sich zu pressen — er schloß einen Augenblick die Augen und atmete tief. Dann sprang er auf. „Mein — das geht nicht so weiter; ich mache ein Ende und gleich!“ Sie war schuldig, ohne Zweifel, das stand fest — und sie sollte erfahren, daß er wußte, wie sehr sie ihn hintergangen. Er ging wieder ins Wohnzimmer zurück, ihr das sofort zu schreiben.

„Nun, Wolf, es war wohl ein Brief von der Liebsten?“ so empfing ihn sein Vater lächelnd.

„Ja, Papa, es ist ein Brief von dem Mädchen, das mir aber alles teuer ist! Und du gestattest mir bitte, daß ich ihn sofort beantworte.“

„Aber natürlich, kann mir lebhaft denken, wie das süße Ding auf Antwort wartet! Ich könnte dich fast beneiden!“

„— sofort beantworte und ihr mitteile,“ fuhr Wolf fort, ohne den Einwurf seines Vaters zu beachten, „daß von nun an alles aus sein muß zwischen uns beiden!“

Berlähmt sah sein Vater ihn an; es war aber ein Ausdruck in Wolfs Gesicht, der den Freiherrn daran hinderte, noch eine weitere Bemerkung zu machen. Er blätterte in der Zeitung, während Wolf an Mary schrieb, daß er sie und den anderen gestern abend gesehen, daß er von ihrem Treubruch aufs tiefste gekränkt sei und ihr hiermit ihr Wort zurückgäbe. Hastig glitt die Feder über das Papier; ebenso hastig invertierte er den Brief und übergab ihn dem Burschen zur sofortigen Beförderung. Dann nahm er das Bild Marys aus seinem Rahmen, warf einen langen Blick darauf und verschloß es dann in einem Kasten seines Schreibtisches.

„Was tust du, mein Sohn?“ fragte der Freiherr erstaunt.

„Wie ich dir schon sagte, Papa, ich räume mit allen Erinnerungen auf. Du hast wohl vergessen, daß ich heute einem anderen Mädchen mein Wort geben will, und daß dieses dann Anspruch, wenn nicht auf Liebe, so doch wenigstens auf Liebe und Achtung hat,“ sagte Wolf ernst und nachdrücklich.

Sein Vater beobachtete ihn schweigend; fast neugierig forschte er in des Sohnes bleichem Gesicht. Er war doch so ganz anders als der Vater und Bruder — richtig aus der Art geschlagen! Er, der Alte, hätte nicht so kurzerhand deswegen mit solch süßem Mädchel gebrochen — für die hätte er trotz Braut oder Frau noch immer Zeit gefunden! Aber dies unbequeme übertriebene Pflichtgefühl, das hatte er von der Mutter, der er auch äußerlich gleich — die war ein schönes, aber kaltes Weib gewesen — aber von unebensamer Willenskraft. — Der alte Wolfsburg fühlte sich gar nicht so recht wohl bei dem ersten Sohn; am liebsten wäre er sofort abgereist, da jene fatale Angelegenheit so leicht geregelt war. Er mußte aber doch abwarten, was der Sohn beschloß.

„Du entschuldigst mich wohl jetzt, Papa! Ich muß langsam daran denken, Toilette zu machen. Unterhaltung wirst Du dort im Bücherschrank finden!“ bemerkte Wolf, einen Blick auf die Uhr werfend.

„Bitte, Wolf, genieße dich nicht,“ antwortete der Vater. Dann machte er sich am Bücherschrank zu schaffen, fand aber nichts nach seinem Geschmack. „Sonderbarer Mensch, der Junge! Bei Erwin sieht es doch anders aus.“ Schließlich begnügte er sich mit einem Band „Fliegende Blätter“.

Es dauerte nicht lange, da trat Wolf in Gala ins Zimmer. Der Freiherr sah auf, und beim Anblick des Sohnes, der so stattlich und schön da stand, schlug sein Herz in berechtigter Vaterfreude höher. Nein, mit dem konnte sich so leicht niemand messen, nicht einmal der elegante, geschmeidige jüngere Sohn, der doch der Liebling aller Frauen in der Garnison war. Wolfs edles schönes Gesicht, dessen weiche Stirn so felt-

Sam gegen den unteren gebäuterten Teil desselben abtrach, und die großen, dunklen Augen trugen einen so bitterernsten Ausdruck, der gar nicht in Einklang mit seinem Vorhaben stand, sich ein Weib zu holen — ja, w. a. u. es die andere hätte sein können!

„Wird es Dir denn gar so schwer, Wolf?“ fragte ihn sein Vater leise, der ihm seine Gedanken von dem traurigen Gesicht ablas. — „Ist jenes Mädchen wenigstens hübsch?“

„O ja, sehr hübsch — und sehr elegant! Du wirst sie ja selbst sehen! — Ich werde dort sagen, daß Du hier bist, und dann werden wir wahrscheinlich gleich heute Verlobung feiern, allerdings nur im engsten Familienkreise.“

Wolf sprach so eintönig und gleichmütig, als ob ihn das alles nichts anginge; seine Stimme aber klang belegt und heiser, als ob jedes Wort ihm Schmerz verursachte.

„Meinst Du, Wolf? Aber das geht unmöglich! Ich habe ja nicht einmal einen Gesellschaftsanzug mit!“

„Das ist allerdings sehr schlimm,“ sagte Wolf mit bitterer Ironie, „da wird dir also wohl nichts anderes übrig bleiben, als so, wie du bist, zu kommen.“ Dabei glitt sein Blick prüfend an dem Vater nieder, dessen elegante, vornehme Gestalt mit einem tadellosen, streng nach der „Laf-fasion“ gearbeiteten Anzug bekleidet war. „Präsidenten bist du auch so! Fürwahr, Gabriele Ulrich kann stolz auf ihren Schwiegervater sein!“ Das klang so eigentümlich aus Wolfs Munde, daß der andere nicht wußte, ob es Ernst oder Scherz war, und er es daher vorzog, lieber keine Erläuterungen zu verlangen.

„Ich möchte jetzt gehen; lebe wohl so lange, Papa.“ Wolf hielt ihm die Hand hin, in die sein Vater kräftig einschlug.

„Möge es dir zum Glück auslaufen,“ sagte er leise mit bebender Stimme; seine bewegliche Natur war leicht zu rühren. Dann fühlte er auch Gewissensbisse, daß der Sohn durch ihn zu einem Ehebunde getrieben wurde, von dem das Herz nichts wußte!

Wolf holte tief Atem; seine Gestalt straffte sich, und festen Schrittes ging er hinaus. Draußen bürstete ihn der Purche nochmals ab. War zu gern hätte er gewußt, wo sein Leutnant eigentlich hinwollte; sonst war er doch immer so freundlich und nicht so furchtbar ernst wie seit gestern. Wolf las ihm jenen Wunsch vom Gesichte ab.

„Damit Sie es wissen, Wilhelm — ich hole mir heute eine Braut!“ sagte er. Ruhig konnte er schon vorher davon sprechen — denn einen Korb bekam er nicht!

„A je, Herr Leutnant, das freut mich aber! Doch gewiß das hübsche Fräulein, das drinne uf'n Schreibtisch steht? Da gratuliere ich! Die is zu hübsch!“

„Dummes Zeug“ entgegnete Wolf. „Das Fräulein steht nicht auf dem Schreibtisch — es ist überhaupt kein richtiges Fräulein, nur ein Phantasiebild!“ — „So, 's ist gut!“ —

„Piffig ladte der Purche hinter ihm her. „Keen richtiges Fräulein? Na, wer's glaubt! An wen hat er denn sonst die villen Briefe geschrieben und von wem jekriegt? Dann konnte das Bild doch doch ruhig seh'n bleiben! Das kennen m'r! Na, mich soll's ejal sinn! Er wird sich nu jewiß 'ne recht reiche nehmen — brauchen können wir's ja — ob die aber so hübsch is, wie die Kleine da drinn?“ Er zuckte die Achseln und piffte zum S. i. e. l. e. l. b. u. z. e. n. den Gassenhauer: „Mein Herz, das ist ein Bienehaus —“

„Ach, lieber Wolfsburg,“ rief Bankier Ulrich Wolf entgegen, als ihm dieser gemeldet wurde. „Nun, so feierlich?“ fragte er, als Wolf in förmlicher Haltung vor ihm stehen blieb.

„Ja, Herr Ulrich,“ entgegnete dieser ernst, „ich nehme Bezug auf unsere geistige Unterredung und habe die Ehre, Sie um die Hand Ihres Fräulein Tochter zu bitten! Sie werden sie mir hoffentlich nicht versagen, und mein Bestreben soll es sein, Fräulein Gabriele glücklich zu machen.“

Eine Note stieg in des Bankiers Gesicht bei diesen eiskalt gesprochenen Worten; am liebsten hätte er dem hochmütigen Offizier gezeigt, daß — — aber hatte er sich nicht selbst die Hände gebunden? Deshalb erwiderte er in gemessenem Ton:

„Davon bin ich überzeugt; ihr Antrag ist mir eine Ehre; es fragt sich aber, wie meine Tochter darüber denkt; sie hat mir niemals eine Indentung gemacht.“

Bei diesen Worten blipte es in Wolfs Augen auf, dann sagte er ruhig:

„Sie können mir ihr Fräulein Tochter ruhig anvertrauen; vielleicht lernt sie mich doch lieben! — Was meine

Vermögensverhältnisse anbetrifft, so sind dieselben vollständig geregelt. Ich besitze ein kleines Vermögen von 10000 Mark. — Schulden habe ich nicht — und Verpflichtungen ebenfalls nicht — nach keiner Seite hin — es ist alles erledigt!“

„Aber warum sagen Sie mir das alles, lieber Wolfsburg,“ entgegnete ihm der Bankier, „ich kenne Sie ganz genau und weiß, daß mein Kind nirgends besser aufgehoben sein wird, als bei Ihnen! Nun will ich meiner Tochter von Ihrem Diersein sagen und —“

„Bitte noch einen Augenblick, Herr Ulrich! Mein Vater ist mir ganz überraschend gekommen; er ist auf der Durchreise nach R.; trotzdem habe ich ihn allein gelassen, damit er bei günstigem Bescheid Ihres Fräulein Tochter meine Braut gleich kennen lernt!“

„Ah, das ist ja charmant, ganz charmant! Wie mich das freut! Ihr Herr Vater ist wohl selten hier? Wenigstens erinnere ich mich nicht —“

„Ganz offen, Herr Ulrich,“ unterbrach ihn Wolf, „wir waren uns durch äußere Umstände ganz fremd geworden; aber zum Glück sind jetzt die Mißverständnisse beseitigt! — Jedoch erzähle ich Ihnen das ein andermal; jetzt möchte ich vor allen Dingen die Antwort Ihres Fräulein Tochter hören; Fräulein Gabriele —“ er stockte; beinahe hätte er gesagt „Fräulein Gabriele wartet ja schon.“ Wie ihm alles zu wider war; wäre doch nur erst die Komödie vorbei!

Ella trat ein, gefolgt von ihrem Vater. Sie trug ein weißes, englisches Tuchkleid, das die läppigen Formen eng umschloß und ihre volle Gestalt im glänzigsten Lichte zeigte. Sie stellte sich sehr überrascht und schüchtern und schmiegte sich an ihren Vater; dieser sagte:

„Also Gabriele's Antwort wünschen Sie zu hören? Hier ist sie!“ Dabei führte er die Tochter dem Manne, der um sie geworben, zu.

„Ach, tausend Dank!“ Wolf führte ihre Hand an seine Lippen.

„Na, Kinder, nun geniert Euch nicht und gebt Euch den Verlobungskuß,“ meinte Herr Ulrich lächelnd. Gabriele hielt den Kopf gesenkt; jedoch als Wolf sich ihr näherte, schlug sie die Augen auf, und heraus brach ein Strahl so leuchtend und glimmernd, wie er ihn noch nie bei einem Weibe erblickt. Er drückte seine Lippen auf ihren läppigen Mund und ihm war, als wolle sie sich an ihm festfangen, so heiß gab sie ihm den Kuß zurück. Wolf war sehr rot geworden; er mußte an Mary denken. Ihm war, als hätte er einen Treubruch an ihr begangen — und doch gingen sie sich ja nichts mehr an! Aber er hatte ein würdiges Gefühl in der Kehle und einen Abscheu, jenen begehrliehen roten Mund zu küssen, der sich ihm gar so willig bot. —

„Nun, was denken Sie, lieber Wolfsburg — wir lassen Ihren Vater holen und nehmen dann so ganz entre nous ein kleines Frühstück ein. — Sie haben doch Zeit?“ meinte da der Bankier.

„Aber natürlich! für den ganzen Tag habe ich mir Urlaub genommen!“

„O, das ist lieb von Ihnen,“ rief Ella, ihn zärtlich ansehend.

„Aber Gabriele, hast du als meine Braut kein anderes Wort für mich?“

„Es ist mir so überraschend — ich muß mich erst darein finden,“ sagte sie leise. Wolf erwiderte nichts darauf. Er konnte ja das Mädchen ganz genau; er wußte, daß diese Verschämtheit nur Koketterie, wohlberechnete Koketterie war — er durchschaute sie nur zu genau! Und doch mußte er den zärtlichen Bräutigam spielen, so wenig ihm auch danach zu Mute war.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Wunder.

Skizze von Clotilde Brettauer (Berlin).

Mit gelähmten Händen lehnte die verhußelte kleine Gestalt an dem weißen Radelosen und starrte vor sich hin. Die anderen waren schon längst vom Begräbnis zurück, und sie stand noch immer an der gleichen Stelle. Als ob sie in den Boden hineinwachsen wollte: immer kleiner und kleiner wurde sie, und verhußelter.

Was sollte sie auch über der Erde, die Niemand, ohne den Johannessen? Ob genug hatte sie darum gebetet, daß der Herrgott ihnen die einzige Gnade erweise und sie miteinander zu sich nehme in sein Himmelreich.

Die Marie, die an den Lotterei-Einnahmer verheiratet war, trat auf die Mutter zu und sagte sie mitläßig beim Arm: „Kommt,

Mutter, seh dich. Kannst doch nicht ewig dastehen. Ruht eh schon ganz müd sein."

Die Alte schüttelte nur wie in leiser Verwunderung den grauen Kopf: War sie denn nicht tot? Und hatte der liebe Gott sie vergessen?

Aber sie ließ sich doch, so langsam wie ein Kind, von der Tochter ans Fenster führen, zu dem Großvaterstuhl, in dem sonst der Johannes immer seine Zeitung gelesen und nach Tisch sein Schläfchen gehalten hatte. Und wie kurz vorher über den Saragbedel, so strich sie jetzt mit den alten, starrigen Fingern liebreich über die gestickte Schlummerrolle.

Der Schwiegerjohn baßelte verlegen an seiner neuen schwarzen Krawatte herum, räusperte sich ein paarmal und sagte dann endlich: „Aber was wahr is, is wahr — eine schöne Leich' ill's gewesen, mit die vielen Possessions in Gasa. Wann's der selige Vater hätt schauen können, der hätt a Freud gehabt.“

„Na und ob der a Freud' gehabt hätt!“ stimmte die Mari eifrig bei. „Gespielt haben's — grad zum Weinert so schön.“

Da blickte die Alte mit großen Augen um sich, als wäre sie aus einem Traum erwacht. Sie sah die verschwolenen, roten Augenlider der Tochter und nickte ihr zu:

„Wein du nur, mein Kind, du hast gut weinen. Daß deinen Mann und die Kinder. Morgen oder übermorgen wirst schon wieder an was anderes denken müssen . . . aber ich — ich müßt mir ja die Augen aus dem Kopf herauschreien, wann ich erst einmal anfangen tät.“

Und wieder starrte sie mit dem gleichen leeren Blick hinüber zur Türe, wo an einem glänzenden Messingnagel der abgetragene Mantel von dem Seligen hing und darüber die alte Dienstmäße.

Da lieber Gott, natürlich hatten auch nicht immer die Engerln gesungen bei den Wasriegels. Krach hatte es gegeben wie in jeder rechtschaffenen Ehe und manchmal noch ein Bißchen darüber, denn der Johannes war von jeher einer gewesen, bei dem das Härtel leicht überkochte. Deshalb wußte die Kesi doch: „Nacht nichts, macht alles nichts. Sünde, die kellen, heißen nicht.“ Und je wäntender der Alte zum Schluss in den weißen Bart gebremmt hatte: „Schon recht — schon recht!“ — desto vergnüglicher lüchelte die Kesi vor sich hin. Denn, wenn sie ihn erst so weit hatte, den Mann, dann war er bald ganz um den kleinen Finger zu wickeln.

Nur einmal hatte der Johannes nicht nachgegeben. Einmal nicht.

Und das war auch der Grund, warum die Kesi jetzt noch anderes auf der Welt zu schaffen hatte, als sich die Augen aus dem Kopf zu weinen.

Ja war ja noch ihr Bub, der Rudi!

Und das erste was sie dachte, als sie aus ihrer Erstarrung hinaus überhaupt etwas denken konnte, das war: „Jesus, Maria und Josef! — jetzt kann er ja auch dem Rudi nicht mehr verzeihen!“

Ja, der Rudi — — — !

Akkurat fünf Jahre waren's jetzt. Fünf Jahre . . . In der Wohnung bei den alten Wasriegels wird die Türe aufgerissen und der Schwiegerjohn stürzt herein. Nicht einmal zum Anflapsen hat er sich die Zeit genommen. Und ausgeschaut hat er, wie das Bißchen von einem Leintuch, so weiß. Na, und dann plagt er mit der ganzen Weiderung los:

Auf und davon ist der Bub. Nach Amerika. Und in der Kasse kein Lotterie-Einnahmer fehlen ein paar Hundert.

Jessas, die Schand!

Der Johannes wird puterrot im Gesicht, schnappt ein paarmal nach Luft und schlägt dann in seiner ganzen Länge auf den Boden hin, wie ein Stück Holz. Und kaum daß er wieder recht sprechen konnte, hatte er geschworen, der Rudi dürfe ihm nie wieder ins Haus Bettelens nicht.

„Und hörst, Mutter,“ hatte er gesagt, „wenn du ihn je wieder anschaust, den Lumpen — ich drehet mich im Grab herum.“

„Am Gottes willen, Vater, verständige dich nicht, Vater“ — hatte die Kesi gestammelt.

Als wenn ihr einer mit einer glühenden Zange das Herz aus der Brust hätte reißen wollen, war es ihr gewesen.

Aber was da der Alte geplauscht hatte in seinem Zorn, das gab es ja gar nicht. Sich lossagen vom eigenen Fleisch und Blut — nein, nein, lieber gleich zu die Grube hinein. Eine schlechte Mutter müßte die Kesi sein, wenn sie das nicht fertig bräht bei dem Alten.

Aber Brief auf Brief hatte der Rudi geschrieben, einen schöner als den andern, so voll Neue und Liebe — für den Vater war's Lust. Nein wie Lust. Und wenn die Mutter es einmal wagen wollte, ein gutes Wort für den Bub zu sagen, war der Alte in einen solchen Zorn geraten, daß sie wahrhaftig fürchten mußte, es treffe ihn wiederum der Schlag.

So hatte sie gewartet und gewartet, jahrens und jahrens gewartet, trotzdem sie manchmal geglaubt hatte, länger halte sie es einfach nicht aus, geschehe, was da wolle.

Und jetzt war er tot, der Johannes, und konnte dem Bubem nimmermehr verzeihen.

Aber das Mer-Wärageste war doch, daß er das gesagt hatte — das mit dem Im-Grab-Herumdrehen. — — Wenn sie daran dachte! Gott, o Gott, wenn sie daran dachte!

Und sie dachte daran, die Kesi. Dachte daran bei Tag und bei Nacht, seit der Stunde, da sie ihr den Johannes auf den Friedhof hinaus getragen hatten.

Erst heute hatte der Rudi wieder geschrieben, daß es ihm gut gehe, und daß er halt nur den einen Wunsch habe, sein Mutterl zu umarmen. Auswendig wußte sie die Worte:

„Mutter, Mutter sei doch nicht so grausam! Selbst wenn einer einen Mord begangen hat und dafür gehentt werden soll, kommt noch sein Mutterl zu ihm und segnet ihn und betet für ihn. Und ich bin doch nur ein dummes, leichtsinniger Bub gewesen. Sind die langen Jahre noch nicht genug Strafe für mich? Und daß der Vater hat ins Grab müssen, ohne daß er mir verzeihen hat?“

Recht hatte der Bub, tausendmal recht! — Aber dem Johannes seine ewige Ruh — —? Konnte sie, die Kesi ein so grundschlechtes Weib sein und den eigenen Mann darum bringen?

Am Sonntag, in der Kirche, hatte der Herr Pfarrer gepredigt, daß der Kesi das Wasser nur so aus den Augen gelaufen war. Und als ob's eigens für sie gewesen wäre: „Ein Reuiger ist dem Herrn lieber, denn zehn Gerechte.“

Gott im Himmel, was wußte denn der Hochwürdige von dem, was sie litt! Hatte er vielleicht, wie sie, ein Kind unter dem Herzen getragen und es großgezogen und lieber gehabt als all die andern, um es dann zu verlieren und noch tausendmal lieber zu haben?

Nein, keiner auf der ganzen Welt konnte ihr helfen. Nicht einmal der Kaiser. Der einzige, der ihr hätte helfen können, der lag stumm und starr unter der Erde.

Die Kesi überlegte und sinnierte, bis ihr ganz wirr im Kopfe wurde. Es blieb immer dasselbe. Wie beim Karussell wars, immer im Kreis herum: Der Mann — der Bub — der Mann — der Bub —

Nein, nein, das hätte der Johannes nicht sagen dürfen!

Einem Toten soll man die Wahrheit nachreden: Nie hätte sie sich einen braveren Mann wünschen können. Er hatte nicht getrunken und nicht gespielt und war den Weibern nicht nachgestiegen. Auch wie er jung war nicht und damals hätte er mehr als eine haben können. In jedem Jäger hätte er eine haben können.

Nur das hätte er nicht sagen dürfen. Das nicht. Wie hatte er ihr überhaupt so etwas antun können? Sünde wars und Schande. Und sie wollte es ihm schon sagen, dem Johannes, tüchtig, ganz tüchtig, ohne sich ein Blatt vor dem Mund zu nehmen.

Aber wie sie dort stand, vor dem schwarzen Kreuz mit der goldenen Aufschrift, und alles darunter so still blieb und so stumm, da warf sie sich voll Verzweiflung über den Grabhügel hin und schluchzte zum Steinerweihen:

„So red doch — so red doch nur ein einziges Wörterl!“

Der tote Mund konnte nicht widerrufen.

Der Totengräber, der gerade in der Nähe ein frisches Grab schaufelte, sagte gutmütig: „Mutterl, da bist alles nil! Den Weg zurück hat noch keiner gefunden. Gehn S' häßlich nach Haus und beten S' fleißig, daß die arme Seel a Ruh kriegt.“

„Ja, ja, daß die arme Seel a Ruh kriegt!“ — wiederholte leise die Alte.

Es war ein langer Weg zurück durch die endlose Vorstadt. Viel, viel länger erschien er der Kesi als vorhin, da sie auszog, sich ihren Buben zu erkämpfen.

Und überall vor den Haustüren spielten die Kinder, aber die konnte sie jetzt schon gar nicht sehen. Besonders die Blondin, die Strausköpfchen nicht, die so anschauten, wie früher der Rudi.

Dahem in der Küche wartete die Marie auf die Mutter.

„Bist draußen gewesen, beim Vater?“ fragte sie.

Die Alte nickte stumm.

„Weißt“, sagte die Marie, „ich mein alleweil, wenn er's noch widerrufen könnt, wegen dem Rudi, er tät's gewiß.“

Die Kesi starrte der Tochter ins Gesicht, gierig, als ob sie ihr jedes Wort von den Lippen reißen wollte.

Beim Schlafengehen streute sie sich den Brief vom Rudi unter ihr Kissen. So hatte sie wenigstens ein Stückel was Lebendiges bei sich. Das Zimmer war so groß und einsam, seitdem der Johannes nicht mehr in dem zweiten Bett, unter dem gestreiften Deckbett, schnarchte.

Gott, o Gott, jetzt wartete der arme Bub noch immer dort drüben in dem weiten, weiten Amerika, bis sein Mutterl ihm schrieb: „Ja so komm! In Gottes Namen, komm —“

Und das konnte sie nicht tun. Alles, alles hätte sie für den Bub tun können, nur das nicht — wenn nicht der Herrgott im Himmel ein Wunder geschehen ließ.

Die Alte faltete die Hände und betete. Betete um das Wunder. Als ihr dann endlich die müde geweinten Augen beinahe zuffien, tastete sie mit ihrer zitterigen Hand ins andere Bett hinüber, wie sie das so seit vierzig Jahren gewohnt war, und murmelte schon halb im Schlaf: „Gute Nacht, Johannes . . .“

Doch da hörte sie wiederum den Rudi leben:

„Kannst du es wirklich übers Herz bringen, Mutter?“

Und sie sah den Bubem, wie er sich als kleiner Antvps hinter ihrer Schürze verdeckt hielt und wie er bettelte:

„Mutterl, sag's du dem Vater und bitt für mich — —“

„Vater, Vater, hörst denn nicht, Vater?“ — stöhnte die Kesi. Und wieder tastete die eine zitterrige Hand ins andere Bett hinüber, während die zweite den Brief vom Rudi fest umklammert hielt.

Nein, sie ließ sie nicht mehr los, den Johannes nicht und den Buben nicht. Sie fühlte plötzlich eine Kraft in sich, daß ihr vor nichts mehr bangte. Und wenn sie hätte müssen auf ihren alten Knien hinrutschen und mit den Nägeln die Erde ausgraben, in der ihr Seliger schlief, in die tauben Ohren wollte sie ihm schreien:

„Vater, Vater! Hörst denn nicht, Vater!“

Und auf einmal war es der Rest, als hörte sie neben sich, unter dem gekreuzigten Federbein hervor, den Alten in den weißen Bart brummen: „Schon recht! Schon recht —“

Da preschte sie den Brief vom Kadi an ihr Herz und stammelte unter Lachen und Weinen:

„Siehst du, Vaterl, siehst du, — jetzt hab ich euch wieder bei einander — dich und den Kadi . . .“

Don morganatischen Fürstenehen.

Prinz Nage von Dänemark ist, wie gemeldet wird, dem Juge seines Herzens gefolgt und hat sich mit der Gräfin Mathilde Calvi vermählt. Seine jetzige Frau war zurzeit, da Graf Giorgio Calvi di Bergolo italienischer Gesandter am Kopenhagener Hofe war, in der Gesellschaft von Kopenhagen als „Komtesse Meta“, wie sie in ihrer Familie genannt wurde, sehr bekannt und beliebt. Komtesse Meta war eine eifrige Freundin des Sports, und wahrscheinlich ist der Tennisplatz das Feld gewesen, auf dem die Liebe zwischen ihr und dem Better des gegenwärtigen Königs von Dänemark erstarkt ist. Als die Gräfin Calvi nach Kopenhagen kam, bediente sie sich mit Vorliebe der deutschen Sprache, die sie gut beherrschte, da ihr Vater zuvor Legationssekretär in Berlin gewesen war. Später hat sie aber in Kopenhagen auch das Dänische sich vollkommen zu eigen gemacht, und es war bekannt, daß sie sich in der dänischen Hauptstadt sehr wohl fühlte. Ihr Gemahl, Prinz Nage, der Sohn des Prinzen Waldemar, ist jetzt 26½ Jahr alt, ein schlanker, eleganter Offizier, der in Kopenhagen große Beliebtheit genießt. Er hat jene schlichte Bürgerlichkeit und Natürlichkeit, die schon seit langem für das ganze dänische Königshaus charakteristisch ist. Prinz Nage ist im Stabe seines Großonkels, des Königs Konstantin von Griechenland gewesen, hat den griechisch-bulgarischen Krieg mitgemacht und dabei auch Gelegenheit gefunden, an verschiedenen größeren Gelegenheiten teilzunehmen. Die morganatischen Ehen sind übrigens im dänischen Königshaus nicht gar selten. Schon König Christian IV., den das beliebte und berühmte dänische Volkslied „König Christian fand am hohen Meer“ verherrlicht, hat sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin mit der Tochter eines dänischen Edelmannes, Christine Runk, verheiratet, und sehr bekannt ist ja die morganatische Ehe, die Friedrich VII., der letzte der alten dänischen Königslinie, mit seines Gräfin Danner eingegangen ist. Eine Munk spielt übrigens noch einmal in den Annalen morganatischer Eheschließung in Skandinavien eine Rolle. Mit Fräulein Ebba Munk, dem Abkömmling einer guten alten schwedischen Familie, hat sich Prinz Oskar, der Bruder des gegenwärtigen Königs von Schweden, verheiratet, indem er zugleich den Titel eines Prinzen Bernadotte annahm.

Morganatische Ehen, d. h. also nach dem hohen Fürstenrechte nicht voll ebenbürtige Ehen sind ja wohl als Ausnahmen zu bezeichnen, immerhin ist ihre Zahl so groß, daß es heute nicht ein einziges regierendes Haus gibt, dessen Genealogie nicht auf morganatische Eheschließung zurückzuführen wäre. Stammt doch das russische Zarenhaus in letzter Linie von einer lettischen Bauernmagd ab. Dies ist jene Katarina Skawronskij, die Peter der Große im Jahre 1703 im Hause des Fürsten Sachtichoff als Gefangene sah und, von ihrer Schönheit gefesselt, mit sich führte. Sie ward zuerst durch geheime Trauung, dann aber nach ihrem heftigsten Betragen im Zirkentiere des Jahres 1711 öffentlich die Gemahlin des Zaren und Kaiserin von Rußland. Nach seinem Tode hat sie bekanntlich als die Selbstherrscherin aller Reußen den Thron bestiegen. Trotz dieses höchst morganatischen Ursprunges ist aber gerade die russische Kaiserfamilie gegen alle morganatischen Eheschließungen äußerst streng. Es sei da nur auf den Liebesroman des Großfürsten Michael Michailowitsch hingewiesen. Er verliebte sich in eine russische Gräfin; als er sich aber dem Zaren eröffnete, verweigerte ihm dieser scharf seine Zustimmung und schickte ihn in die Verbannung an die Niviera. Das hieß ihn aber wirklich von der Seyla in die Charubdis werfen, denn dort lernte der Großfürst die Gräfin Sophie von Mekenberg kennen, die eine neue Liebesflamme in seinem Herzen entzündete. Diesmal schlug er aber einen anderen Weg ein, indem er sich mit der Gräfin heimlich trauen ließ. Der Zar war außer sich, und es dauerte Jahre, ehe er dem Großfürsten verzieh; auch wurde seine Frau, die den Titel einer Gräfin Torby erhielt, offiziell nie bei Hofe empfangen.

Allerlei Romanzen von morganatischen Eheschließungen weiß die Geschichte von den spanischen Bourbonen zu erzählen. Die Infantin Josephine von Spanien, eine Großtante des Königs Alfons, verliebte sich in einen Dichter und Zeitungsschreiber. Sie wohnte mit ihrer Schwägerin, der Königin Isabella, im königlichen Palaste zu Madrid, aber eines Abends verließ sie ihn in aller Heimlichkeit unter dem Schutze des Dunkels und floh mit ihrem Geliebten nach Valladolid, wo sie die Ehe einging. Hierauf

nahm das junge Paar seinen Weg nach Paris. Alle Versuche der Königin Isabella, die Ehe rückgängig zu machen, scheiterten, und so wurde das Paar schließlich wieder in Gnaden in Madrid aufgenommen, natürlich, ohne die Hoffähigkeit wiederzugewinnen. Eine andere Großtante des Königs Alfons, Prinzess Isabella, ließ sich von dem polnischen Grafen Surowski entföhren, indem sie aus ihrem Hause in England mittels einer Strickleiter entwich und zu dem im Wagen ihrer harrenden Grafen stieg. Dieses Paar entloh nach England, doch ward die Ehe unglücklich. Uebrigens ist auch die Ehe des Königs Alfons selbst vom Standpunkte der Ebenbürtigkeit nicht ganz zweifelsohne. Königin Ena nämlich ist die Enkelin einer Ehe zur Linken Hand, der Ehe des 1889 gestorbenen Prinzen Alexander von Hessen mit der Tochter des Grafen Moriz von Hauke, die später den Titel einer Gräfin von Battenberg erhielt und 1858 geföhrt wurde. Ihr Sohn heiratete dann eine Schwester des Königs Eduard, die Prinzessin Beatrice. Noch heute gelten die Battenberaer nach deutschem Fürstenrechte nicht als ebenbürtig, und König Eduard hat mit Rücksicht hierauf seine Rechte bei ihrer Verheiratung mit dem Könige von Spanien in den Rang einer königlichen Prinzessin von Großbritannien und Irland erhoben. Die englische Königsfamilie selbst geht wieder auf eine morganatische Eheschließung zurück, denn König Georg II. war der Sohn des Herzogs Georg Wilhelm von Braunschweig und einer Französin in namens Eleonora d'Esmer, deren Mutter den Namen Poussart führte. Bei den engen verwandtschaftlichen Beziehungen, in die das englische Haus der Wesen zu den meisten europäischen Fürstenfamilien getreten ist, sind Nachkommen dieser Dame Eleonora auf eine große Zahl europäischer Königsthronen gekommen. Uebrigens sind ja nicht standesgemäße Ehen im europäischen Königshause bis in die jüngste Zeit hinein geschlossen worden: so hat Prinzess Luise, Tochter der Königin Viktoria den Herzog von Anhalt, und die älteste Tochter des Königs Eduard den Herzog von Kise geheiratet. Die gegenwärtige Königin von England, bekanntlich eine Prinzessin Ted, ist selbst die Tochter des Sohnes eines württembergischen Prinzen aus morganatischer Ehe.

Wenig besonders reich an morganatischen Ehen ist bekanntlich die Geschichte des habsburgischen Hauses — schon seit der berühmten romantischen Ehe des Erzherzogs Ferdinand mit Blimvine Welfer. Gerade unter den morganatischen Fürstenehen trifft man viele glückliche. So hat der Herzog Georg von Meiningen es nie zu bereuen gehabt, daß er Fräulein Ellen Kraus, Nichte seines Hoftheaters, die nach zum ewigen Bunde erreicht hat und als Possinische morganatische Ehe ist die des Alten Desfoures mit der Apothekerstochter Anna Luise Köhler, der „Annaliese“ wohl bekannt und auch literarisch mehr als einmal behandelt worden.

Vermischtes.

„Aber, aber, Herr Kapellmeister . . .“ Der Musikkritiker eines großen Londoner Blattes erzählt seinen Lesern eine lustige kleine Anekdote, die ihm ein in europäischen Konzerten heute sehr berühmter Geiger dieser Tage erzählte und die noch aus jener viele Jahre zurückgehenden Zeit stammt, da der heutige Virtuose Mittels eines bekannten Orchesterers war. Es trat sich, daß im Hause der zweifelhafteu Konzerte als Gast ein bekannter Kapellmeister hiesig etc. der zu diesen Konzerten gekommen war, die Aufführung seiner neuen Symphonie zu hören. Bei einer der letzten Abschnitte der Symphonie habe er sich ab und auf einer der Holzblätter eine bestimmte Passage sehr falsch gekrahrt hatte. Die Stelle wird wiederholt und wieder krahrt der Kapellmeister ab, da der Orchesterer wieder falsch krahrt. Beim dritten Aufstoßen wendet sich der Orchesterer wieder besonnen und besitzend zum Dirigenten und sagt entschuldigend: „Aber, aber, Herr Kapellmeister, es tut mir so leid, ich weiß es, aber ich habe diese Stelle niemals richtig spielen können, seitdem ich Sie von ersten Mal in der Partitur des „Tristan“ sah.“ Des Sängers Höflichkeit verbietet es, die Antwort des Dirigenten zu zitieren, aber er klopft an dieser Stelle nie mehr ab und ließ die Holzblätter blasen wie sie wollten . . .

„Herr“ Hiel.



(Auflösung in der nächsten Nummer.)

Auflösung des Räthels in vorer Nummer: Eier, Bier.